Der kommende russische Staats-Bankerott.

Von Alex G. W.

In seiner am 4. d. M. vor dem Konvent der Kehillah-Gemeinde in New York gehaltenen Rede sagte der bekannte Bankier Jakob Schiff unter anderem: „Ich habe während fünfundzwanzig Jahren eine Invasion Rußlands auf dem amerikanischen Geldmarkte verhindert." Herr Schiff wurde bei dieser Gelegenheit von seinen Glaubensgenossen als „der größte lebende Jude" gepriesen; er verdient es aber auch, der größte lebende Bankier genannt zu werden, weil er mit dem Gefühle seines Herzens auch gesunden Menschenverstand zu verbinden weiß, und weil er stets wie kein anderer, Rußlands Schuldenwirt- nach ihrem wahren Werte einschätzte.

Im Haushalte eines Staates muß nach denselben Prinzipien gewirtschaftet werden, wie im Haushalte eines einzelnen Individuums. Beiden sind in ihren Ausgaben und Kreditansprüchen Grenzen gelegt, die nicht überschritten werden dürfen. Ein Ueberschreiten der Grenzen ihrer Kreditfähigkeit führt zum Bankerott.

Wenn das einzelne Individuum, sagen wir ein Landwirt oder ein Fabrikant, eine Landwirtschaft oder eine Fabrik besitzt, die einen Reingewinn von durchschnittlich $2000 jährlich abwirft, so kann dieses Individuum seinen Besitz mit einer Hypothek von ungefähr $10,000 belasten, vorausgesetzt, daß der Debitor und seine zahlreiche Familie mit dem nach Abzug der fälligen Zinsen verbleibenden Restbetrage von $1500 oder $1400 sein Auskommen finden kann und will. Macht aber dieser Landwirt oder Fabrikant Schulden, deren Zinsen er unmöglich erschwingen kann, so muß er sich früher oder später insolvent erklären.

In der Lage eines solchen Schuldners befindet sich heute Rußland, dessen Bankerott aus den uns vorliegenden amtlichen Daten über die finanzielle und wirtschaftliche Gebahrung dieses Landes ersichtlich erscheint.

Die russische Staatsschuld war schon lange vor dem Kriege im fortwährenden Steigen begriffen. Während die Staatsschuld der Moskowiter im Jahre 1902 mehr als sechs Milliarden Rubel ausmachte, betrug dieselbe am 1. Januar 1913 zirka neun Milliarden, oder, um genau zu sein, 8,858,053,843 Rubel ($4,561,897,729). Von dieser Schuld sind nur $868,268,722 für den Bau von Eisenbahnen verwandt worden, während der Betrag von $4,561,879,729 als Beitrag zu den Verwaltungskosten dieses gewaltigen Kriminals, Rußland genannt, in die Taschen des berüchtigten russischen Tschinawniks wanderte. Um die Zinsen seiner großen Staatsschuld, die hauptsächlich in Frankreich plaziert war, zahlen zu können, nahm Rußland bei seinem Hauptgläubiger und Alliierten immer neue Anleihen auf.

Die regulären Ausgaben Rußlands überstiegen stets seine Ausgaben, trotzdem diese Einnahmen sich seit 1896 bis 1913 mehr als verdoppelt hatten. So betrugen die Gesammt einnahmen Rußlands in den Budgetjahren 1896—1900 durchschnittlich $855,930,000, im Jahre 1912 dagegen schon $1,600,480,000. Und trotzdem endete auch dieses letztgenannte Jahr mit einem Defizit von $32,620,000. Das Jahr 1913 brachte zwar ein künstliches Gleichgewicht hervor, aber das darauffolgende Budgetjahr endete wieder mit einem Defizit von $347,000,000.

Die Quellen der Staatseinnahmen im Jahre 1913 waren: Direkte Steuern 7.9 Prozent; indirekte Steuern 36.0 Proz.; Zölle 6.9 Proz.; Einkünfte von den Staats-Domänen 45.1 Proz.; verschiedene andere Einnahmen 4.1 Proz. = 100 Prozent.

Daß die Konsum- und Steuerkraft des russischen Volkes trotz des großen Volkszuwachses in den letzten zwanzig Jahren bedeutend abgenommen hat, beweist die Tatsache, daß der Prozentsatz der die Einnahmen bildenden direkten Steuern von 8.2 Proz. im Jahre 1895 auf 7.9 Proz. im Jahre 1913, jene der indirekten Steuern aber von 47.5 Proz. auf 36.0 Proz. in derselben Periode gesunken ist.

Dagegen mußten die Staats-Domänen, die der Krone gehörenden Gold- und andere Erzminen usw. herhalten, deren Betrieb fast gar nichts kostet und von den vielen tausenden von „politischen Verbrechern" zwangsweise und gratis ausgebeutet werden. Diese so sonderbaren Einkünfte des russischen Staates stiegen von 23.9 Proz. im Jahre 1895 auf 45.1 Proz. im Jahre 1913. — Diese barbarische Beschaffung von Gold ermöglichte es Rußland, Barmittel anzuhäufen, so daß es sich bei Ausbruch des Krieges brüsten konnte, 98 Prozent Gold zur Deckung seiner im Umlaufe sich befindenden Banknoten vorrätig zu haben. Die Freude dauerte indessen nicht lange. Eine der ersten und wichtigsten gesetzgeberischen Maßnahmen, die von der Duma in ihrer ersten Kriegssitzung getroffen werden mußte, war die Erhöhung des ungedeckten Notenumlaufes der Russischen Staatsbank von 300 Millionen auf 12000 Millionen Rubel. Auf dieser Bahn bewegten sich fortan fast alle Finanzgeschäfte der russischen Regierung, die doch letzten Endes in der Russischen Staatsbank den Hauptfaktor zur Beschaffung von Milliarden erblickte. Die Unfähigkeit des russischen Geldmarktes, die immer größer werdenden Kreditbedürfnisse des Staates zu befriedigen, trat schon in den ersten Monaten nach Kriegsbeginn klar zu Tage. Die ersten 400 Millionen kurzfristigen Staatsobligationen, die am 16. August 1914 begeben wurden und sich mit fünf Prozent verzinsten, wurden verhältnismäßig leicht abgesetzt. Aehnlich war es auch bei der Emission von 300 Millionen vierprozentiger Kassenscheine, die sehr bald darauf auf den Markt gebracht wurden. Aber die nachträglichen, vom Zaren angeordneten Begebungen von weiteren fünfprozentigen Schatzanweisungen fanden, trotz des kaiserlichen Befehls, keine Abnehmer, und wieder mußte die Staatsbank als Abnehmer fungieren; dieselbe Staatsbank, deren Notenumlauf allmählich bedenklichen Umfang anzunehmen begann. Da man aber bald zur Einsicht kam, daß die ständige Belastung des Noten-Instituts mit kurzfristigen Papieren auf die Dauer die Währung gefährden könnte, der Rubel fiel nicht nur im Auslande um 40 Proz., sondern er verlor auch in Rußland stark an seiner Kaufkraft und wurde vom Volke häufig mit Mißtrauen entgegengenommen, — so ordnete der Kaiser wieder die Emission einer fünfprozentigen inneren Anleihe an.

Laut eines von der National City Bank of New York herausgegebenen Ausweises hat Rußland seit Beginn des Krieges bis November 1915 nachstehende Kredite in Anspruch genommen:

	Rubel
5prozentige kurzfristige Staatsobligationen verschiedener Daten	2,650,000,000
Erste 5proz. Kriegsanleihe (Oktober 1914)	500,000,000
Erste 5proz. Kriegsanleihe (Febraur 1915)	500,000,000
Zweite 5½proz. Kriegsanleihe (Mai 1915)	1,000,000,000
4proz. Kassenscheine (August 1914)	300,000,000
Kurzfristige, in England diskontierte Schatzscheine. £132,000,000	1,248,324,000
Kurzfristige, in Frankreich diskontierte Schatzscheine. Frcs. 625,000,000	234,750,000
Spezial Noten-Anleihe (16. April 1915)	200,000,000
5½proz. kurzfristige Kriegsanleihe (November 1915)	1,000,000,000
Rubel	$7,933,074,000

oder zum normalen Kurse in amerikanischer Währung $4,085,533,110.

Da seit jener Zeit die Kreditbedürfnisse Rußlands, infolge seiner gewaltigen Einkäufe von Munition und Kriegsbedarfsartikelartikel in Amerika, England und Japan und der Mobilisierung neuer Millionen von Soldaten, sich verdreifacht hatte, häufen sich seine Schulden im In- und Auslande immer mehr und mehr ins Unendliche, und die Entwertung des Rubels geht ihren Gang weiter. Laut konservativer Schätzung werden Rußlands Kriegsanleihen bis zur Beendigung dieses Krieges 25 Milliarden Rubel ausmachen. Wenn man dazu die 9 Milliarden seiner früheren Staatsschuld hinzurechnet, so ergibt sich eine Schuldenlast von 34 Milliarden, oder ein Zinsenerfordernis (infolge der Begebung zu niedrigem Kurse usw. durchschnittlich 6 Proz.) von mehr als 2 Milliarden Rubel jährlich, oder mehr als 60 Proz. seiner Gesamtstaatseinnahmen vor dem Kriege.

Der gesamte Goldbestand der Russischen Staatsbank betrug laut amtlicher Veröffentlichung im November 1915 £5,000,000 mehr als die bis zu jenem Zeitpunkte in England und Frankreich allein diskontierten kurzfristigen Kriegs-Schatzscheine. Für alle anderen Milliarden, bezw. für die im Umlaufe sich befindenden Noten, gibt es keine Deckung. In London ist man daher Rußland gegenüber allmählich sehr zurückhaltend geworden, und würden nicht politische Rücksichten maßgebend sein, so würden die Engländer schon längst eine jede weitere Finanzierung des bankerotten Alliierten verweigern, zumal es doch offenkundig ist, daß Rußland seine ungeheuren Verbindlichkeiten nie und nimmer begleichen kann. Als zu Anfang Oktober 1915 die Londoner Finanzleute in die Gewährung eines Kredits von 20 Millionen Pfund einwilligten, mußte dieser Kredit durch die Unterschrift der Russischen Staatbank sowie der übrigen Petersburger Banken sichergestellt werden.

Daß Rußland nach dem Kriege seine Einnahmequellen erweitern könnte, daran zu glauben wäre ebenso leichtsinnig wie unaufrichtig. Rußland wird nach dem Kriege nicht in der Lage sein, seine Einnahmen zu erhöhen; im Gegenteil, es wird durch den Wegfall der reichsten und ergiebigsten industriellen und landwirtschaftlichen Gouvernements, die von Deutschland und Oesterreich besetzt sind, vollständig verarmen, da die anderen Gouvernements im Innern Rußlands sowie die 14 kaukasischen, 10 sibirischen und 9 zentralasiatischen Provinzen stets passiv waren und infolge ihrer Armut passiv bleiben werden. Nur die westlichen Gouvernements und Russisch-Polen hatten einen Ueberschuß an Einnahmen. Die 50 Gouvernements im europäischen Rußland hatten im Jahre 1912 einen Ueberschuß von $118 Millionen, die 10 Gouvernements in Russisch-Polen einen solchen von $45 Millionen. Dagegen hatte der Kaukasus im selben Jahre ein Defizit von $6 Millionen; Sibirien ein solches von $111 Millionen und die 9 Gouvernements in Zentralasien waren mit $12,430,000 passiv.

Das europäische Rußland und das Königreich Polen mußten stets zu den Verwaltungskosten der unentwickelten asiatischen Provinzen Rußlands beitragen. Der Verlust der Staatseinnahmen in Russisch-Polen, in den Gouvernements Wilno, Rowno, Grodno, Kurland, Cholm und Lublin dürfte etwa 400 bis 600 Millionen Rubel jährlich betragen. Dazu dürfte sich die Bevölkerung Rußlands infolge der Besetzung und voraussichtlichen Annektierung der erwähnten Gebiete um etwa 40 Millionen Seelen vermindern, wobei der russischen Regierung die Erhaltung der im Innern Rußlands lebenden Millionen von Kriegswitwen und Waisen sowie Invaliden zur Last fallen wird.

In welcher verzweifelten wirtschaftlichen Not das staatliche Rußland sich schon heute befindet, möge man daraus schließen, daß das russische Finanzministerium schon seit längerer Zeit sich bereit erklärte, die staatlichen Goldlager im Ural und im Altai einem amerikanischen Bankkonsortium als Pfand für ein zu gewährendes Darlehen zu überlassen. Die Amerikaner gehen aber auf abenteuerliche Anleiheprojekte nicht ein. Ungehobene Bodenschätze gibt es in Amerika mehr als in Rußland. Nur die Firma Morgan & Co. glaubte Rußland einmal mit einem Darlehen von £5,000,000 beizuspringen und ein anderes mal zu einer Anleihe von 50 Millionen Dollars zu verhelfen. Das freiheitliche Amerika hätte aber keinen Grund, auf diese Tat stolz zu sein; es hat jetzt leicht verdientes Geld und darf es daher auch leicht loswerden.

An der finanziellen Not Rußlands können auch die in Petersburg gefeierten Orgien der Verschwendung nichts ändern. Dieser Bluff, der dem Russen tausend mal mehr eigen ist als dem Amerikaner, hat seinen Zweck. Dieser z. B. in Petersburg entfaltete fantastische Aufwand an Luxus und Eleganz ist das Bild des bankerotten Falschspielers und Hochstaplers, der dadurch seinen Kredit zu heben hofft, indem er die besten Hotels und Restaurants besucht, große Diners gibt, die Bedienung reich beschenkt und zuletzt die ganze Rechnung mit einem Schuldscheine oder einem N. G.-Scheck bezahlt. Der alte Geist Potemkins ist wieder erwacht; es werden wieder potemkin'sche Dörfer aufgeführt. Das Tartarenblut, das in den Adern eines jeden echten Russen fließt, sucht um jeden Preis seine Befriedigung und Ausschweifung. Und was soll übrigens der korrupte Beamte, der diebische Offizier, der betrügerische Lieferant mit den vielen neuen „Katharinkas" (100 Rubelscheine mit dem Bilde Katharinas II.), die in der großen Fabrik, "Russische Staatsbank" genannt, millionenweise erzeugt werden, anfangen? Nach dem Kriege werden sie doch keinen Wert haben, oder sie würden noch zum Verräter werden! Daher billig los werden; man kann nie wissen.

Es gehörte übrigens stets zur hohen Politik Rußlands, in Petersburg und Moskau (denn nur dorthin kommen die Ausländer), sowie im Auslande großen Aufwand zu treiben und den Anschein des unermeßlichen Reichtums Rußlands zu erwecken. Im amtlichen Ausweise zum Staatsbudget für das Jahr 1912 finden wir folgende Bemerkung: „Bei den Konsuln und Banken im Auslande: Einnahmen 4,610,000 Dollars, Ausgaben 95,920,000 Dollars."

Die russischen Konsuln sind vornehmlich Finanz-Agenten. Wofür die zirka 96 Millionen Dollars verwendet worden sind, wird nicht gesagt. Die russischen Konsuln sind aber auch politische Agenten par excellence und große Spione. Sie brauchen viel Geld. In den Vereinigten Staaten leben z. B. mehr als tausend russische Agenten als „Priester der rechtgläubigen russischen Staatskirche". Alle stehen unter dem Kommando des Generals Sapoznikow, der auch den Munitions-Einkauf hierzulande besorgt. Er und seine Gehilfen haben wiederholt den Versuch gemacht, amerikanische Banken für eine neue Anleihe und für einen engeren wirtschaftlichen Anschluß an Rußland zu interessieren. Der Gedanke jedoch, daß vernünftige Amerikaner, angesichts des wirtschaftlichen und militärischen Zusammenbruchs der Alliierten, den Russen ohne jedwelche Sicherheit weitere Millionen vorstrecken werden, ist einfach lächerlich.

Ueber die französischen Finanzen hat die „Staats-Zeitung" vor etwa zwei Monaten ausführlich berichtet. Seit jener Zeit hat man wieder in Frankreich zu ganz verzweifelten Mitteln gegriffen. Man erließ zunächst einen Aufruf an alle Besitzer neutraler Wertpapiere, diese Sekuritäten, aus patriotischen Gründen, dem Staate für ein Jahr zu leihen, wobei der Staat sich das Recht vorbehalte, diese Wertpapiere auch bis zu drei Jahren „aufzubewahren". Als Gegenwert würde man den Depositoren „handelbare" Erlagscheine ausfolgen. Da man aber in Bezug auf die patriotischen Gefühle der Wertpapiere-Besitzer mit Sicherheit nicht rechnen konnte, verfügte die französische Regierung eine Hausdurchsuchung bei jenen Banken und Aktienmaklern, die als Negotianten in neutralen Werten bekannt waren. Es handelte sich also darum, die Namen der unglücklichen Rentiers zu ermitteln und diese durch allerhand Drangsalierungen zur Herausgabe ihres Besitzes zu zwingen. Da ferner die Grenze für ungedeckte Banknoten von 10 Milliarden Francs auf 13 Milliarden erhöht wurde und eine weitere Steigerung den Wert des französischen Papiergeldes vollständig untergraben müßte, hat die Banque de France sich erbötig gemacht, Bargelder und Banknoten einzuziehen und dem Publikum dafür „Cirkular-Schecks" zur Verfügung zu stellen, die von allen Filialen dieser Bank an Geldes statt wieder angenommen würden. Eine Jongleurkunst, um das Publikum zur Deponierung aller verfügbaren Gelder zu veranlassen und so dem Auslande (vornehmlich Amerika) zu zeigen, wie sehr der Wohlstand des Volkes sich trotz des Krieges gehoben hatte.

Frankreich Verschuldung ist fast so groß wie die Rußlands und für beide gibt es keine Rettung mehr. Beide sind betrogene Betrüger; beide die Opfer Englands.

Soeben traf von amerikanischen Agenten in Petersburg eine Kabelmeldung ein, daß die russische Regierung mit einer Gruppe amerikanischer Bankiers eine Anleihe für $50,000,000 abgeschlossen hat. Die amerikanische Gruppe besteht aus: The National City Bank, The Guarantee Trust Company of New York, J. P. Morgan & Co., Kidder, Peabody & Co. und Lee, Higginson & Co. Das Geld soll hier als Kredit für russische Ankäufe dienen und im Laufe von drei Jahren successive ausbezahlt werden. Dagegen verpflichtete sich die russische Regierung, der amerikanischen Bankgruppe einen Gegenkredit von 150,000,000 Rubeln, oder zur Rate von drei Rubeln für den Dollar, in Petersburg einzuräumen. Da dieser Gegenkredit den Amerikanern die Möglichkeit gibt, sofort in Rußland Einkäufe von Häuten und Fellen (Rußlands Haupt-Exportartikel nach den Ver. Staaten) zu machen, so ist der zum Prozentsatze von 6½% außer Kommissionsspesen in Amerika eingeräumte Kredit vollständig gedeckt.

Noch nie wurde in der Geschichte eines Großstaates zu solch demütigenden Bedingungen eine Anleihe aufgenommen. Man kann das überhaupt nicht eine Anleihe nennen, sondern ein Waren-Austausch-Geschäft mit geradezu enormem Gewinn für die amerikanische Gruppe. Dieses für Rußland so traurige Geschäft bestätigt meine Ausführungen über die verzweifelte finanzielle Lage Rußlands und seinen kommenden Staats-Bankerott

Im Fluge gegen Verdun.

Von Eugen Kalkschmidt.

Metz, 6. Mai.

Die Flieger der Kampfstoffel sind immer reisefertig, zur Luft wie zu Lande. Alles ist da, alles ist in Bereitschaft. Die Quasselstrippe rumort so fleißig, wie in irgend einem Bataillonsunterstand der Front. Eines Tages rumort sie mit der besonderen Anfrage vom Großen Hauptquartier, ob denn die Einladung an die beiden Kriegsberichterstatter durch den Besuch beantwortet werden könne oder nicht. Die Kampfflieger, abgehärtet wie sie sind, antworten mit sehr fester Stimme in dienstlicher Haltung: jawohl! — und fügen gedämpft hinzu: wir werden das Kind schon schaukeln. —

Der Flugplatz liegt weit und offen da, von sanften Höhen umkränzt. Die Abendsonne des heißen Frühlingstages steht hinter dunstigen Wolken. Es ist eine dumpfe Schwüle und irgendeine Erwartung in der Luft. Wann fällt der erste Donnerschlag? Vom Süden herüber grollen unwirsch die Geschütze. Im saftigen Grase liegt die Fliegermannschaft gruppenweise beisammen und sucht den Himmel ab. Die ganze Staffel ist draußen vor Verdun; sie macht „Luftsperre".

Bewegung: ein paar Mann erheben sich, schauen durchs Glas. Sie kommen. Wer kommt? Wir starren scharf nach Westen und sehen nichts. Es sind zwei — sagt einer. Ja wo denn? Dort über dem dunklen Wolkenstrich der eine, und ein Stück tiefer nach links über der Fahnenstange der andere. — Wahrhaftig, jetzt hab' ich den ersten, und nach einer Weile auch den zweiten: winzige dunkle Punkte im Wolkengrau, die sich rasch vergrößern.

Fast gleichzeitig sind sie über dem Platz. Längst sind sie erkannt. Nur der eine Doppeldecker gehört zur Staffel. Mit prächtigem Schwunge stoßen sie im Gleitflug steil zur Erde, so als wollte jeder als der erste auf einen bestimmten Fleck. Der erste landet glatt, tanzt noch ein bißchen und steht dann still. Der zweite nimmt einen kurzen Anflug zur Höhe, beschreibt einen Bogen und ist unten, ehe man's recht gewahr wird. Die Motore qualmen blauen Dampf, fauchen und ächzen. Langsam fahren sie über die Wiese dem Schuppen zu.

Was gibt's Neues vor Verdun?

Beobachter und Führer schälen sich aus dem Lederzeug, in dem der eine dem anderen zum Verwechseln gleicht, und stehen auf einmal als feldgraue Offiziere da: jung, straff und etwas steif vom langen Flug. Drei Stunden im Sitz, die Nerven zum Bersten gespannt bis in die allerletzten Fühler hinein, immer gewärtig: jetzt nimmt dich einer an, von unten, von hinten, plötzlich ist er da, wie der Teufel, ganz dicht! Er schießt, du hörst es nicht, aber du weißt es; du wendest, gleitest, hinab, hinauf, kriegst ihn vor den Schuß — nun also, diesmal war's nichts, aber es hätte doch sein können, nicht wahr?

Da ist es begreiflich, daß man, mit beiden Füßen wieder im Diesseits, auf der festen deutschen Erde, zuerst nach einer Zigarette langt und nicht zum Erzählen aufgelegt ist, sondern ein paar Züge tut, inbrünstig und zufrieden.

„Verdun? — Verdun ist zu. Gewitter. Absolut nicht mehr zu sehen." Das Gesicht des Beobachters ist braun, blutleer und fleckig. Ich drehe mich nach dem Führer um. Ein ganz anderer Typus, aber dieselbe Schärfe der Züge. Kantige Köpfe, von der Luft wie abgezehrt. Und die Flecken auch hier. Ich frage danach.

„Erfroren", sagt der Beobachter gleichmütig. „Anfang April hatten wir in 3500 Metern 26 Grad Kälte. Da kommt's eben mal vor, daß man den zarten Blütenstaub der Jugend abstreift." —

In den Lüften, hinter dem Schuppen her, der die Stadt verdeckt, pfeift, heult und surrt es. Eine Sirene scheint zu wimmern. Was ist denn das?

Die Flieger sehen mich an und lächeln. „Der Große kommt immer mit Musik. Der hat seine eigene Kapelle. Ohne die macht er's nicht. Hauptsache ist, daß er da ist."

Weitere Meldungen: auf dem „Toten Mann" kolossales Feuer. Ein Flugzeug abgestürzt. Von uns? Anscheinend ja. Keiner von der Staffel, einer von der Front jenseits der Maas. Hat sich mehrmals überschlagen und ist hinab. Franzosen sind heute abend fast gar nicht hochgegangen. Ein ekelhaft bockiger Wind oben. Achtzehn Sekundenmeter; also Sturm. Und Gewitter außerdem. Ueber Verdun gießt es. Bei uns rühren sich die schlanken Pappeln kaum.

Wer mag der abgestürzte Flieger sein? Wo gehört er hin? Am Ende ist's doch ein Franzose? Nun, wir werden es bald wissen. Wozu haben wir das Telephon.

Wir schreiten gemütlich über den Plan. Es wetterleuchtet. Ein brauner Fleck schießt auf uns zu, in langen Sätzen: Strolch, der Staffelhund, sucht seinen Herrn. Der stämmige Boxer, den sie alle kennen und alle lieben, den sie verwöhnen, hält seinem Herrn die Treue. Er ist müde, faul und traurig, wenn der Oberleutnant fliegt. Aber jetzt: wir sind zehn, zwölf Menschen, und Strolch muß suchen. Er schnuppert sich durch, eilig, und dann: dieses Glück! diese Luftsprünge. Nur gut, daß an der Montur nicht mehr viel zu verderben ist.

Wir sitzen im Eßraum, in dem noch die Hitze des Nachmittags brütet. Fenster und Türen sind offen. Draußen fallen schon Tropfen. Kühl streicht der Nachtwind herein.

„Die Herren wollen also bei uns fliegen?" Der Staffelführer mustert seine beiden Gäste. „Nach Verdun?" Er fragt es mit einem schrägen Blick beinahe unschuldig.

Natürlich wollen wir nach Verdun! Was wollen wir nicht alles!

„Ja, nach Verdun wollen wir auch! Aber morgen früh, wenn wir Flugwetter haben, bleiben wir lieber hübsch diesseits Verdun. Sie werden genug zu sehen kriegen. Können Sie um sechs Uhr aufstehen? Um halb Sieben steht das Auto vor der Tür. Wenn's regnet, dann nicht; dann legen Sie sich getrost auf die andere Seite. — Wer will morgen früh das zweite Flugzeug führen? Das erste führe ich."

Am Nachbartisch, wo die jüngeren und jüngsten Semester beisammen sind, entsteht Bewegung. Angebot zur Genüge. Ein langer Offizier-Stellvertreter übernimmt den Auftrag.

Das Telephon läutet. Der Adjutant kommt zurück. „Es war ein Franzose, heute abend jenseits der Maas. Er ist abgeschossen und dicht hinter der feindlichen Front abgestürzt. Von uns sind alle Maschinen zurück."

Also doch einer von drüben. Ein Feind weniger in der Luft. Der Gedanke belebt und erfrischt. An die zwei zerschmetterten Menschen denkt man nicht. Im Kriege gehen alle Gedanken nur die eine Bahn: gegen den Feind. So ist es und so muß es sein.

„Uebrigens", sagt der Adjutant zu uns, „Sie können noch ruhig bleiben. Es ist doch nichts mit dem Fliegen morgen früh. Der Himmel ist zu, das Gewitter ist stecken geblieben und die ganze Situation sieht nach Landregen aus."

Wir sehen uns traurig an und greifen seufzend zum Glase. Es schmeckt trotzdem.

Der Oberleutnant und Staffelführer führer sagt plötzlich in eine Pause hinein, mit Ernst und Nachdruck:

„Nein, so ist das nicht, wie manche Leute glauben. Das Fliegen ist keine heitere Beschäftigung. Kein Hintergrund für solche, die schnell berühmt werden wollen. Verflucht nochmal, so ist das nicht! Wir Flieger kommen vom Sport her und ohne Sportgeist, ohne ein frisches Wagen und zähes Wollen geht es natürlich nicht. Aber wir sind keine Jockeys, wir sind Soldaten! Wir arbeiten militärisch genau so exakt, genau so pflichtbewußt und sachlich wie jede andere Truppe. Die Sache ist es, für die wir unsere Kraft einsetzen, die Sache und nicht die Person. Gewiß, der einzelne ist droben auf sich selber gestellt, mehr vielleicht als jeder andere Kamerad im Felde. Aber was er, der Flieger, tut und will und leistet, das leistet er richtig nur dann, wenn er es für das große Ganze tut."

Mit dem Manne läßt sich fliegen, denke ich im stillen. Es ist ein sicherer Mann, der über seinen Doppeldecker hinaussieht, ein vernünftiges und höchst achtbares Stück weit. Ein Flieger, der Horizont hat. So ist's recht.

„Musik!" Das Grammophon gibt alles her, was es nur in sich hat. Wir singen die schönsten Lieder und sind sehr lustig. Warum auch nicht? Morgen, spätestens übermorgen fliegen wir!

Auf der Heimfahrt regnet es leise. Trotz alledem: um sechs Uhr früh wird aufgestanden.

*

Die Erwartung läßt mich nicht ruhen, jede halbe Stunde fahre ich auf. Um fünf Uhr bin ich wach. Die Dämmerung lichtet sich, das Licht wächst. Sechs Uhr: Lämmerwölkchen, ein paar Wolkenbänke, violett und grau, dazwischen der blaue Himmel. Hurrah!

Der Flugplatz liegt noch ein bißchen grüner da als gestern abend. Die Landschaft wirkt so sauber; wie geputzt. Alles ist nah, die Bäume, die Gärten, die Höhen. Nur gegen den Osten zu stehen alle Dinge in einem matten Dunst, und die Sonne säumt noch schlaftrunken hinter den abziehenden Regenwolken der Maiennacht. Es ist beinahe windstill. Nur dann und wann weht eine leichte Woge den starken Odem der Gärten und Felder herüber: Flieder- und Kastanienblüten, grüne atmende Erde.

Vor dem Schuppen stehen die beiden Flugzeuge. Die Monteure sind geschäftig dabei. Aus irgend einem Zwange heraus höre ich innerlich beständig die Theatermeldung: Herr Graf, die Rosse sind gesattelt! Ich sehe den geschminkten Anfänger mit der Allongeperücke, wie er eilig hereinstolpert, den Degen unglücklich zwischen den Beinen, sich verbeugt: „Herr Graf, die Rosse . . ." Fort mit den Rossen! Wir reiten nicht, wir fahren nicht, mein edler Knabe, wir fliegen! Mitten in den Krieg hinein, wo er sich am wildesten tummelt — dahin werden wir fliegen. —

„Nein," sagt der Staffelführer beschwörend zum Kollegen, der seinen Kodak zückt —, jetzt nicht. Man soll kein Flugzeug vor dem Fluge knipsen. Das bringt Unglück. Aberglaube, freilich. Es gibt allerhand davon. Ich trage heute noch meine Lederjacke, meine Handschuhe vom ersten Flug. Ist jetzt bald zwei Jahre her. Meinen Sie, ich setze einen andern Helm auf? Ausgeschlossen. Es wird geflickt und gebessert, bis zur Bewußtlosigkeit. Ich trug früher immer ein kleines Stöckchen spazieren, das nahm ich mit auf jedem Flug. Eines Tages war es weg, irgendwie abhanden gekommen. Ich mußte „allein" fliegen."

„Na und?"

„Es ging natürlich auch so. Das ist ja ganz selbstverständlich. Es geht eben, weil es gehen muß. Das wäre ja noch schöner."

Er lacht. Aber ich merke doch, daß er sein Stöckchen selbst heute noch manchmal vermißt, wenn er zum Starten geht. Er könnte sich ein neues kaufen, eine hübsche schlanke Reitgerte, geschnitzt und umflochten. Aber er tut es nicht. Die neue Gerte hat keine Flugerfahrung, weiß nicht, wie sie sich an Bord benehmen soll, ist fremd, ungeschickt, stört. Fliegerglaube.

Aber nun erst ein Mensch, ein neuer, fremder, ungeschickter und störender Mensch im Flugzeug? Der müßte doch mindestens vorher einigen Zeremonien unterworfen werden, um flugsicher zu sein!

Als wenn er meine Gedanken erraten hätte, bringt ein Mann just ein Bündel daher, packt aus und beginnt mich in sichere Gewänder einzukleiden: in eine vielerfahrene Lederjacke samt Eskimo-Hosen, Pulswärmer, doppelte Handschuhe, Helm und gestrickten Schal; Schutzbrille nicht zu vergessen. Vermummt wie ein Nordpolfahrer komme ich mir vor. Es ist die Ausrüstung eines Beobachtungsoffiziers vom Führerflugzeug, mit dem ich fliegen soll.

Der Führer musterte den Himmel: „Es läßt sich nun nicht länger verheimlichen, daß das eine Wolke ist." Er deutet auf eine erheblich große Bank im Westen. „Na denn los. Sitzt der Helm fest? Er darf nicht wackeln. Lieber ein Loch kürzer schnallen. So. Bitte, nach Ihnen."

Ich turne auf den Doppeldecker und mache mir's auf dem Vordersitz des Beobachters bequem. „Während der Fahrt öfters umdrehen, damit wir uns verständigen können. Die Worte möglichst vom Munde ablesen, zu hören ist nicht viel. Wenn's nicht anders geht, werde ich auf Momente den Motor abstellen. Sobald Sie das Flugzeug rütteln fühlen, ist's ein Zeichen, daß ich Ihnen was sagen will. Nicht aufstehen und überneigen. — Fertig?"

Der zweite Apparat drüben läßt den Motor anlaufen. Wir tun ein gleiches. Der Doppeldecker schüttelt sich wie ein Vogel, wenn er naß ist. Vor mir hängt eine Uhr, ein Höhenmesser, dessen Nullpunkt auf die Höhe von Metz eingestellt ist.

7 Uhr 35 — ein Ruck. Wir fahren.

Da steht es, das verbotene, das verpönte Wort. Wir fahren? Aber gewiß doch, meine Herren Kampfflieger. Es läßt sich nun nicht länger leugnen, daß ich in einer Luftkutsche ganz automäßig über den Rasen rolle. Ich spüre ihn ja doch, den Boden unter den Gummirädern mit dem schwarzen Kreuz. Auch ohne hinzuschauen weiß ich, daß ein Veteran der Westfront mit erhobenem Flugschwanz startet. Was würden sonst seine jungen Kameraden sagen?! Aber vorläufig fliegt er nicht, er fährt.

Holla — was ist denn das? Wo ist die gute Erde? Schneller, viel schneller, als meine Beweisführung für das Fahren ist der Beweis für das Fliegen erbracht. Unmerklich hat der Aviatik angezogen. Ein paar Sekunden — schon sind wir fünfzig Meter hoch. Flugplatz, Bäume, Häuser sinken. Wir fliegen wirklich.

Und ich wollte doch so genau auf den Moment des „Abkommens" achten!

Eine leichte Wende. Der linke Flügel senkt sich. Ah, da ist das Gefühl von unserer alten Baumschaukel wieder. Dies wunderlich wehe Gefühl des Schwankens über dem Bodenlosen, wenn's hoch hinauf bis in die grünen Zweige ging, und der alte Baum sich bog und unwillig knarrte.

Wir fliegen, fliegen — wie lange denn schon? Unendlich lange. Ich schaue auf die Uhr: eine halbe Minute. Der Motor rast und röhrt wie fünfzigtausend Brunsthirsche. Ich höre ihn gar nicht mehr als Motor. Er ist ein Akkord, ein Choralakkord der Lüfte.

Ich lehne mich zurück, ganz friedlich, ganz still, ganz glücklich. Die Sonne bricht durch. Die Mosel erglänzt. Hügel und Wälder und goldene Wolken. Weite, weite Welt. Frei, ganz befreit von allem, dehnt sich die Brust.

Und auf einmal weiß ich, daß ich glücklich bin.

Wer hat ein Wort für das Gefühl? Jeder Wunsch, jeder Wille gelöst, aufgelöst in das All, das mich umgibt, das mein ist, ganz mein; das in mir ist, wie ich in ihm.

Wieviele solcher starken Augenblicke des reinen Glückes gibt es im Leben? Bismarck bekennt sich zu einem einzigen. Carlos will ihn mit dem Tode bezahlen. Ich empfange ihn als ein unverhofftes, unverdientes Geschenk aus heiterem Himmel, wie einen Lichtstrahl aus dem gütigen Auge Gottes.

Er ist kurz, dieser Augenblick des Glückes, kurz wie jedes stärkste Gefühl. Aber er war da, unvergeßlich schön. Kein Mensch kann ihn mir je wieder rauben.

Ich drehe mich um, vorsichtig, zwischen den Steuerkabeln. Da hinten sitz der sichere Mann, dem dieses Fliegen tägliche Arbeit ist. Wir nicken einander zu. Er weist in die Tiefe.

Da unten liegt Metz, vierhundert Meter tief unter uns. Plätze, Straßen und Brücken, das blinkende Wasser um die grüne Insel, rauchende Kamine, der Dom mit seinem steilen Giebeldach. Ein reizend verschlungenes Flechtwerk von Linien und Formen, ein höchst zweckloses Gebilde. Und wie klein das Ganze, wie übersichtlich ausgebreitet diese Großstadt ist. Wo wäre die Einzelheit, die hier das Auge beleidigte? Die Steinsetzungen im Bahnhofsviertel, die an der Elefantiasis leiden, gehen völlig unter im organischen Gebilde der Stadt. Halb ist sie aus der Spielzeugschachtel, halb ist sie Landschaft, Teil des Moseltals, das weiter und weiter sichtbar wird gen Norden, wo das blaue Band des Flusses sich zierlich windet, bis fernhin, wo die Hochöfen von Diedenhofen in einer Rauchwolke stehen.

Wir fliegen eine mächtige Schleife über der alten Feste und nehmen Kurs gen Westen. Zierliche kleine Anlagen mit seltsam geschnörkelten Gartenwegen tauchen auf. Sie sind wie neue Lustgärten anzuschauen, die sich friedliche Bürger auf den Moselbergen errichtet haben. Und sind doch sehr kriegerische Feldbefestigungen zwischen den Forts, die schon mehr großen, sauber symmetrischen Schloßanlagen ähnlich sehen. Wo sind die Berge hin? Sie liegen flach eingedrückt, besonnt zu unseren Füßen. Da und dort wandert ein kleiner Wolkenschatten über sie hin.

7 Uhr 45. Der Höhenmesser geht auf 1500 Meter los. Immer größer wird die Welt, immer weiter. Wolken ringsum, Wolken in allen Arten: über dämmergrauen Schichten erheben sich heroisch aufgebaute leuchtende Burgen der Lichtriesen, der Osten dampft und raucht gen Himmel wie von hunderttausend Essen. Das ist Deutschland, die trotzige Waffenschmiede, das eiserne Vaterland im Fleiß seiner tausend Werkstätten und Heimstätten. Das Vaterland des Friedens und der Freude.

Ich grüße dich, du teures Land. Aus einsamer Höhe, von der Scholle gelöst, umgreift dich mein Herz mit jauchzender Gewalt. Du heiliges Land der Treue trotz allem, und immerdar.

Eine mächtige schwarze Wolke, überschattet uns plötzlich. Dieselbe, die sich vorhin nicht länger verheimlichen ließ. Eine empfindliche Kühle haucht mich an. Lauter röhrt der Motor, mit tieferem Ton. Noch von der Sonne seitlich beschienen, fliegt der zweite Doppeldecker auf gleicher Höhe mit uns. 1800 Meter. Fliegt er denn überhaupt? Er rührt sich kaum — da, jetzt, eine kleine unmerkliche Neigung seitlich — das einzige Zeichen seiner Bewegung. Er scheint stillzustehen, angeheftet ans Firmament; getragen von der Luft wie eine schwirrende Libelle.

Fliegen wir? Kommen wir vorwärts? 2000 Meter, sagt der Höhenmesser. Mir ist, wie stehen still, unbeweglich. Die Wolken, die Erde, das Flugzeug drüben — alles ist nun wie verzaubert. Da macht der Rumpler drüben einen kleinen Sprung hinab und hinauf, und dann ist er im Schatten wie wir. Und er bewegt sich doch.

Ich wende mich. Der kalte Wind rüttelt am Helm, ich meine ihn halten zu müssen. Der Flieger öffnet den Mund, spricht, nein schreit:

Verdun!!!

und schlägt mit dem Arm die Richtung. Ich höre die Stimme wie durch eine ganz dicke Mauer hindurch, eine Mauer, die dicker ist als der eine Meter Luftraum, der uns trennt.

Verdun? Ja, da vor uns liegt, von bläulichen Wäldern beschattet, die Côte. Und dahinter, ganz hell in der Sonne, ganz klar, die gepanzerte Feste Frankreichs. Ich nehme die Richtung auf mit gestrecktem Arm. Der Luftdruck reißt mir den Arm herum, wirkt wie ein Schlag auf die Muskeln.

8 Uhr. Wir haben 2600 Meter erreicht, wenden nordwestlich und halten, gleichlaufend zum Rücken der Côte. Die Combreshöhe, die bisher der ungefähre Richtpunkt war, bleibt zur Linken allgemach hinten. Vertraute Orte: Maizeray, Hennemont, Herméville liegen unter uns. Aber wie haben sie sich verändert! Wo ist denn die Zerstörung des Krieges? Die elenden zerschossenen Dörfer nehmen sich von hier oben ganz menschlich aus. Bis man beim genaueren Hinsehen merkt, daß nur noch die Skelette der Häuser die Straße und den Marktplatz säumen. Stille blaue Seen tauchen auf zwischen den Wäldern. Ein größerer Ort, eine Stadt wird deutlicher. Es muß Etain sein. Ich drehe mich um: ja, Etain! brüllt der Führer. Und bald darauf halblinks: Vaux.

Vor Etain schnörkeln sich in zierlichen Windungen die alten verlassenen Stellungen durch das Gelände. Jeder Sappenkopf und jedes Hindernis ist sichtbar. Man begreift erst jetzt, auch wenn man Fliegerphotographien kennt, die ganze unentrinnbare Schärfe und Genauigkeit der Fliegeraufklärung. Nur der Wald kann diesen Spähern aus der Höhe etwas verbergen, und auch der nicht einmal, wenn das Laub gefallen ist.

Vaux — Douaumont. Diese Brustwehr des Panzergürtels hat der Krieg verbrannt. Braun zerissen liegen die Eingeweide der Erde bloß. Ueber Tal und Hügel ist das sengende Feuer geflossen wie eine Lava. Hier grünt kein Baum, kein Strauch. Der wundersam lebendige Erdenteppich unter uns zeigt eine kahlgefressene Wunde: die überwältigende Lebenskraft des Frühlings, der das weite Kampfgelände im Woevre fast lieblich geschmückt hat im Glanze dieses Maimorgens mußte hier vor dem Kriege Halt machen. Es ist, wie wenn ein qualvoller Riß durch die Schöpfung ginge.

Die Front bei Douaumont liegt unter schwerem Feuer. Ich höre keinen Ton, ich sehe nur die Erdfontänen hochauf steigen. Und nun sehe ich auch mehr: über den Wäldern flocken weiße Nebelschwaden friedlich, sehr friedlich. Aber unter den Wölkchen blitzt es auf, da, dort, überall: die Morgenarbeit der Geschütze. Was ich für sanfte Nebel anzusehen geneigt war, ist Pulverdampf, ist Rauch der Gasgranaten und aufgewirbelter Staub.

Längst schon fliegen wir im hellsten Sonnenlicht. Aber diese Sonne wärmt nicht. Ich spüre die Kälte von den Füßen aufwärts- und ein wenig auch im Gesicht. Immerhin waren es nur drei bis vier Grad unter Null.

Auf einmal weicht der Boden unter mir. Das donnernde Gebrüll des Motors geht über in ein ersterbendes Winseln. Der Aviatik senkt die Nase erdwärts. Ah so: Gleitflug. Wieder das Gefühl von der großen Schaukel. Ich schaue zum Flieger.

„Wir wollen umkehren!"

Wir wenden und der Aviatik steht auf einmal so schräg, daß ich zur Linken steil hinuntersehen kann. Wo ist unser zweites Flugzeug? Ich habe den dienstlichen Auftrag, es zu beobachten. Es ist mir schon eine ganze Weile entwischt. Weit und breit keine Spur von ihm. Ueberhaupt ist die Luft rein, auch von Franzosen.

Noch einmal umfasse ich mit allen Sinnen die blutige Walstatt in der Tiefe: die erkämpften Wälder und Höhen im Norden, das breite Maastal und die Festungsberge im Westen, die dunkle langgestreckte Masse der Côte mit ihren hellen Querschnitten, wo die Nationalstraßen [illegible] Verdun hinüberführen.

Wir nehmen die schnurgerade Richtung auf Metz. Langsam, ganz allmählich geht das Flugzeug tiefer. Der Bahnhof von Conflans taucht zum zweiten Male auf. Nordöstlich, zwischen den Wäldern, die Gruben von Briey. Auf der Bahnstrecke, der wir folgen, steht ein Zug. Mitten auf der Strecke. Sonderbar. Warum steht er denn still? Aber er fährt ja, wahrhaftig, er bewegt sich wie ein Regenwurm. Und über eine weiße Brücke schleicht ein Auto.

Tiefer und tiefer sinken wir: 1500, 1200, jetzt sind es nur noch 1000 Meter. Die Forts von Metz sind wieder da, die alten Schlachtfelder mit den Schützengräben, die Dörfer zwischen den Reben und den blühenden Obstbäumen. Der Flugplatz taucht auf.

Der Motor stoppt. Wie ein Habicht stößt der Doppeldecker hinab. Als wollte er sich auf dem Dache seines Schuppens niederlassen. Im letzten Augenblick besinnt er sich anders, schwebt flach über die Wiese hin, ganz flach — jetzt hat er die Erde. Der Apparat schüttert, rollt und hält.

Die Erde hat uns wieder. Es ist 8.37 Uhr.